

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Brachvogel, Carry: Der fremde Geiger. Einem wahren Begebnis  
nacherzählt

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

und polternd überlugelt sie ihre Beute mit zwei oder drei Windungen des langen Körpers. Nun sieht man, wie die Schlingen mit furchtbarer Kraft zapressen, die Augen der Ratte treten aus den Höhlen, ein paar Zuckungen der Schnurrhaare, das Tier ist tot, in wenig Sekunden erstickt, ehe es recht weiß, was eigentlich geschehen ist. Und ich muß sagen, ich kann mir keinen schöneren Tod denken, als in den „Armen“ eines solchen Reptils!

Jetzt kommt der Kopf der Schlange, der ganz verschwunden war, wieder zum Vorschein, wandert um den Knäuel herum und sucht den Kopf des Opfers. Die Boa entrollt sich, sie fährt mit dem Kopf über ihre Beute, betastet sie von allen Seiten mit der Zunge, als hätte sie rechte Freude an dem weichen Fellchen. Dann drückt sie den verkrümmten Körper der Ratte gerade, öffnet weit den Rachen und schiebt ihn über den Kopf des Opfers. Immer mehr verschwindet die Beute, rechts und links greifen die Zähne der Schlange vor, endlich hebt sie den Kopf hoch und nun gleitet auch der Schwanz der Ratte in den Schlund hin-

ab. Jetzt ist alles vorbei, still liegt die Schlange, nur in ihrem Körper erkennt man an einer Anschwellung, die langsam weiter rückt, wo die Ratte liegt.

Die verhaltene Kraft, die sich im Schlangenkörper ausdrückt, die lautlosen, zielsicheren Bewegungen, das glänzende Schuppenkleid, das alles muß den Beobachter immer wieder anziehen. Die Schlangen lernen auch ihren Pfleger kennen. Meine Riesenschlange ließ sich von mir nach Belieben herausheben, und ich bin überzeugt, daß sie sich in meinem Zimmer, wo sie so regelmäßig ihre Nahrung bekam, wohl gefühlt hat, wie auch ich mich schwer von dem wunderschönen Tier getrennt habe. Als ich sie wieder ins Freie brachte, dachte sie gar nicht daran, eiligst zu flüchten. Sie ringelte sich zu einem Teller zusammen, aus dem sich der Kopf erhob, der allen meinen Bewegungen mit entsprechenden Wendungen folgte. Erst am nächsten Tage war sie verschwunden, und ich will hoffen, daß sich meine einstige liebe Stubenkameradin noch heute im glitzernden Walde Brasiliens ihres Daseins freut.

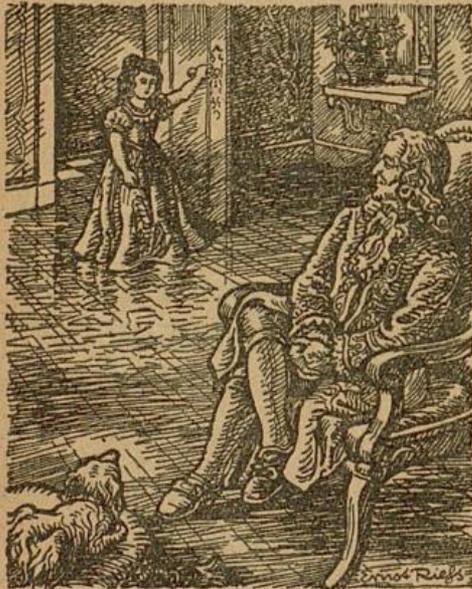


Graf Trautmannsdorff, oberster Gestütmeister seiner Majestät Kaiser Karls VI., rannte, da Alessi, der berühmte welsche Geiger, ihn verlassen hatte, wütend in seinem Gemach hin und her, schimpfte dazu in vier-, fünferlei Sprachen vor sich hin, woraus man ersehen konnte, daß er sie vollkommen beherrschte. Ein Glück für ihn, daß das achtzehnte Jahrhundert den Männerköpfen die mächtige Allonperücke aufstülpte, denn ohne sie wäre Trautmannsdorff sicher in die Versuchung gekommen, sich immer wieder zornig in die Haare zu fahren, was deren spärlichen Restbeständen

gewiß nicht gut bekommen wäre. Da er aber die Perücke trug, mußte er sich damit begnügen, den soeben entschwundenen Alessi mit allen fragwürdigen Ehrennamen zu beladen, die sich in den verschiedenen Sprachen vorfinden. „O dieser Gauner! . . . Dieser abgefeimte Wucherer! . . . Dieser Beutelschneider, der wahrhaftig eher in Teufels Küche gehört, statt vor den Majestäten spielen zu dürfen! . . . Dieser Lump, der nichts weiß und nichts denkt als Geld, Geld, und immer noch mehr Geld! . . . Jahr um Jahr lasse ich ihn für ein Heidengeld bei mir spielen, nehme auch

noch seine Frau, diese alte, ausgesungene Primadonna ebenfalls für ein Heibengeld mit in Kauf . . . Und jetzt, ausgerechnet jetzt, wo die Majestät von Preußen den Wiener Hof besuchen wird und ich dem hohen Besuch zu Ehren ein Konzert geben will, so erlesen, wie Wien noch keines gehabt hat, jetzt, in diesem Augenblick, will mich dieser schädige Kerl von Messli sitzen lassen. Hat's freilich nicht glatt herausgesagt, aber verständlich genug angedeutet. Fühlt sich seit etlichen Tagen unwohl . . . Schmerzen im rechten Arm, Furcht vor Brustfieber. Alles mögliche noch, was so einem verfluchten Komödianten einfällt . . . Und warum? Warum? Weil ich ihm heute klar gesagt habe, daß ich das Possenspiel um die „ans Herz gewachsene“ Amati satt habe und nicht mehr mittue . . . —“

Erstöpft von Zorn und Erinnerung an dies letzte Gespräch mit Messli ließ sich Trautmannsdorff in einen Sessel fallen,



Schon stand auf der Schwelle ein Mädchen von vielleicht sechs oder sieben Jahren.

und sein Gedächtnis wiederholte ihm alle ähnlichen Gespräche, die er, so oft Messli bei ihm konzertierte, mit ihm über diese eine Geige, ein Meisterwerk aus der Werkstatt des berühmten Geigenbauers Amati, gehabt hatte. Außer seiner eigenen Geige,

die keine andre Hand berühren durfte, führte Messli immer etliche andre Meistergeigen mit sich, von denen jede ihm angeblich „ans Herz gewachsen“ war, was ihn aber nicht hinderte, sie, wenn sich Gelegenheit bot, um hohen Preis zu verkaufen. Als er vor etlichen Jahren bemerkt hatte, daß der reiche und überaus musikalische Graf Trautmannsdorff sich in eine Amati von besonders süßem Klang geradezu verliebt hatte, erklärte Messli zunächst, daß er nicht imstande sei, sich von dieser Geige zu trennen, daß sie also unverkäuflich bleibe. Im Laufe der Zeit und unter immer höheren Preisangeboten des Verliebten änderte er natürlich seine Meinung, trieb den Preis immer höher, bedachte in seiner Geldgier nicht, daß auch die Geduld eines Verliebten ihre Grenzen habe. Als Trautmannsdorff, entnervt durch dies endlose Feilschen und Bieten, ihm heute endlich erklärt hatte, daß er auf die Geige verzichte, war Messli für einen Augenblick vor Schrecken erbläßt, hatte sich aber sink in die Rolle des Erpressers gesunden und zart angedeutet, daß er im letzten, im allerletzten Augenblick abfragen würde . . .

Trautmannsdorff ballte die Fäuste. Wie gerne hätte er den Erpresser mit ihnen bearbeitet! „Sich so eine Unverschämtheit gefallen lassen müssen! Diesen Erpresser vielleicht gar noch um schön Wetter bitten zu müssen, damit er so gnädig ist und mich nicht vor den Majestäten und ganz Wien blamiert! Und keine Möglichkeit, im Augenblick einen Ersatz zu finden! Weiß Gott, eine Wallfahrt möchte ich geloben, wenn ich dem Kerl sagen könnte: „Bemüht Euch nicht! Habt Euere Schmerzen im Arm! Kriegt gemächlich Euer Brustfieber, — mein Konzert für die beiden Majestäten erleidet dadurch keine Einbuße! Aber wo einen andren Geiger seines Ranges hernehmen?“

Diese und ähnliche Gedankengänge erwog er nicht nur an diesem Tag, sondern auch in etlichen ziemlich schlaflosen Nächten. Schon trennten ihn nur noch drei Tage von der Ankunft des Preußenkönigs, und teils seufzend, teils zornknirschend mußte er die Frage erwägen, ob er nun, nach vergeb-

lichen Mühen, einen anderen, annähernd ebenbürtigen Geiger aufzufinden, sich wirklich um des Konzertes willen vor Alessi demütiger und die abgebrochenen Verhandlungen um die „ans Herz gewachsene“ Amati wieder aufnehmen müsse. Da geschah etwas Unerwartetes. —

Ein Kinderfinger pochte nämlich leise an der Türe, und schon stand auf der Schwelle ein Mädchlein von vielleicht sechs oder sieben Jahren, reizend und drollig anzusehen in dem damenhaften, gebauschten Kleid und der strengen Modefrisur, zu denen das runde, spitzbübische Kindergesicht in reizvollem Gegensatz stand. Beim Anblick dieses seines jüngsten und liebsten Kindes vergaß Trautmannsdorff alles, was ihn noch eben erzürnt und bedrückt hatte; jetzt war er nur noch ein erfreuter Papa, der zärtlich fragte: „Ja, Schneckerl, was willst denn du hier?“

Die mit dem Rosenamen „Schneckerl“ angeredete jüngste Trautmannsdorff (mit ihren Taufnamen hieß sie Marie Charlotte) trat mit eiligen Schritten auf ihren Vater zu, küßte ihm, wie die Sitte vorschrieb, ehrfürchtig die Hand. Gleich darauf aber war die Ehrfurcht geschwunden, denn mit wichtiger Miene mußte sie ihre Botschaft bestellen: „Die Frau Mama schickt mich, um Sie zu holen! Sie sollen gleich kommen, gleich . . . Im großen Hof steht ein Mann und spielt Geige, so schön, Sie können sich's gar nicht denken! Die Frau Mama hat gesagt, Sie müssen gleich kommen, um ihn zu hören. . . Gleich, hat sie gesagt . . . Gleich müssen Sie kommen . . .“ Ungebuldig zerrte die Kinderhand an der des Vaters.

Trautmannsdorff erhob sich. Wenn die Frau Mama so nachdrücklich wissen ließ, daß er sogleich kommen müsse, dann mußte er eben . . . (Die meisten Ehemänner werden seiner Zwangslage Verständnis entgegenbringen.) Er sah zwar nicht recht ein, warum er gerade jetzt einen wandernden Spielmann hören müsse, ja, es schien ihm, als ob das Schicksal ihn verspotten wolle, aber die Frau Mama hatte gesagt, er müsse —

„Also, komm' Schneckerl, gehen wir zur Frau Mama!“

Es war ein seltsames Schauspiel, das sich ihm bot. Nicht nur stand an einem der auf den Hof gehenden Fenster die Gräfin mit etlichen ihrer Kinder, während die übrigen nebst ihren Hofmeistern und Gouvernanten zwei andre einnahmen, nein, auch das ganze Personal des Palais schien,



Schon grauhaarig, aber schlank und hoch aufgerichtet gleich der Geiger im abgetragenen, dunklen Rock, mit der Geige unterm Arm, einem richtigen Rattenfänger.

ähnlich wie das Personal im „Dornröschen“, seine Arbeit Arbeit gelassen zu haben, guckte hinter den Fenstern der Hofzimmer auf den seltsamen Mann, der da im großen Hof stand und geigte. Schon grauhaarig, aber schlank und hoch aufgerichtet gleich er im abgetragenen, dunklen Rock, mit der Geige unterm Arm, einem richtigen Rattenfänger; — doch nicht nur Kinder fing er ein, wie jener . . .

Trautmannsdorff hatte zunächst geglaubt, einen jener zahlreichen Wandermusikanten vor sich zu haben, wie man sie zu allen Zeiten im musikalischen Oesterreich hören konnte, Begabungen, die aus irgendeinem Grund — Armut, Unstetigkeit, Leichtsinn — verbummelt waren, ohne ihre Künstlerchaft auch im tiefen Fall verleugnen zu können, — aber dieser grauhaarige Rattenfänger da unten war mehr als so

einer, und mehr noch als er war seine Geige . . .

Trautmannsdorff meinte, niemals eine Geige von ähnlichem Ton gehört zu haben. Nicht so süß war er, wie die Amati, nein, in die Süße d i e s e s Tons mischte sich eine leise, köstliche Herbheit, daß er voller erklang, männlicher und zugleich sehnsuchtsvoller, als irgendeine italienische Geige je vermochte. Es waren einfache Volkswaisen, die der grauhaarige Rattensänger spielte, doch neben ihnen sang die Geige ihr eigenes Lied. Sang von dem Wald, der sie geboren, von der begnadeten Hand, die sie gebaut hatte, von dem tragischen Schicksal, das zuletzt über ihren Schöpfer hereingebrochen war. —

Trautmannsdorff stand, lauschte, war wie entrückt. Erst als Schnedler ihn leise am Rock zupfte: „Gelt, Herr Papa, der kann schön spielen?!“ kam er wieder zu sich. Wie zum Dank beugte er sich über die Hand der Gräfin (es war doch recht geschickt von ihr, daß sie gesagt hat, ich muß kommen!) — sagte zu Schnedler: „Geh mit deiner Naja hinunter und hole den Mann zu mir in mein Schreibzimmer herauf!“

Snedler wurde vor Freude dunkelrot. Sie kam sich nicht nur wie die Gönnerin des Geigers vor, sondern, als ob man ihn i h r zu danken hätte . . . —

Tief verneigte sich der Geiger vor Trautmannsdorff. Ehrerbietung lag in seinem Gruß, aber nichts von Unterwürfigkeit. Trautmannsdorff fragte rasch: „Wer seid Ihr? So wie Ihr spielt kein alltäglicher Wandermusikant!“

Der Geiger blieb stumm, Trautmannsdorff achtete nicht darauf, denn sein Auge ruhte jetzt auf der Geige, die aussah, wie andere Geigen, nur daß sie statt der üblichen „Schnede“ einen Löwenkopf trug.

„Eure Geige, — woher stammt sie? Ich kenne den Ton aller möglichen Geigen,



**U**nsere ganze Hoffnung muß auf das Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Menschenverstand sich immerfort und unermüßlich erneuern.

Barnhagen von Ense.

aber solchen Ton, wie die Cuere hat, vernahm ich noch nie!“

„Es ist eine Stainer-Geige!“

„Eine Stainer-Geige!“

Langsam wiederholte es Trautmannsdorff. Und aus seiner Erinnerung stieg mit dem Namen das Schicksal des Jakob Stainer herauf, seines Landsmannes aus dem tirolischen Dörfchen Absam, der Geigen von so wunderbarem Klang gebaut, daß sie die italienischen übertönten, und der dennoch in Not und tobendem Wahnsinn geendet hatte . . . —

Merkwürdig, dachte Trautmannsdorff, Amati, Guarneri, Stradivari und noch manch andere hielt ich in Händen! Aber eine Stainer muß ich erst von einem Wandermusikanten hören!

Er fragte noch einmal: „Wer seid Ihr? Wie heißt Ihr? Wie kommt es, daß ein Geiger wie Ihr in den Höfen spielt? Und wie kommt Ihr zu Eurem kostbaren Instrument?“

Der Geiger antwortete nur auf die letzte Frage: „Ich habe sie in meiner guten Zeit erstanden!“

Und da Trautmannsdorff zum dritten Male nach seinem Namen fragte, senkte er den grauen Kopf, sagte leise, als müsse es ein Geheimnis sein: „Klaringer!“

Trautmannsdorff meinte, sich verhört zu haben.

„Klaringer? Doch nicht Sebastian Klaringer — —?“

Der grauhaarige Kopf neigte sich noch tiefer.

„Jawohl, Sebastian Klaringer!“

Trautmannsdorff stand erschüttert. Dieser Sebastian Klaringer war vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren eine Wiener Berühmtheit gewesen, kein richtiger Konzertspieler, sondern ein Volksmusikant, aber so hinreißend mit dem Feuer, der Leidenschaft und dem jauchzenden Uebermut seines Spieles, daß immer wieder behauptet wurde, er müsse Zigeunerblut in sich haben. Beim „Heurigen“ spielte er und in kleinen und großen Schenken, und wo immer seine Geige ertönte, liefen die Leute zusammen, und in Equipagen und Sänften kamen die vornehmen Herrschaften herbei, um ihn zu hören. . . Und nun stand er da, als alter

Wandermusikant, spielte in den Höfen für ein paar Kreuzer, die man ihm zuwarf. —

Klaringer erriet ungefähr, was Trautmannsdorff dachte. Mit einer Treuherzigkeit, die keinem mageren, vom Leben zerfurchten Gesicht einen jungen Ausdruck gab, sagte er: „Hab' viel verdient damals, aber es ist nichts davon geblieben, als die Geige! Ach, gnädigster Herr, ich bin ein schwacher Mensch, ein sehr schwacher Mensch, und das Geld hab' ich nie angeschaut! Ich hab' mir nichts aus ihm gemacht, und da ist es mir durch die Finger geronnen wie Wasser! Wenn mich einer um Geld bittet, kann ich nicht nein sagen! Das haben die guten Freunderln bald herausgehakt und die Weiber erst recht! Und jung war ich und lebenslustig, gesund und kräftig, und die Weiber haben sich an mich gehängt und die guten Freunderln erst recht, und dazu noch die Sippschaft; Frau Tanten und Frau Basen, und hier ein Better, der mir was vorgeheult hat, und dort eine Schwestertochter, die ins Wasser gehen wollt', wenn ich sie nicht ausstaffier', damit sie ihren Liebsten heiraten kann. — So ist alles weg, das Geld und mit ihm die Weiber und die guten Freunderln, nur die Sippschaft ist geblieben, die mir heute noch jeden Heller aus der Tasche holt. — Und so bin ich halt geworden, was ich jetzt bin. . .“

Eine Weile blieb es stumm. Klaringers Beichte hatte Trautmannsdorff nicht überrascht. Mehr als eine dieser großen Begabungen war zugrunde gegangen an

der eigenen Schwäche, an der Verachtung des Geldes, an Weibern und guten Freunden und einer gierigen Sippschaft. —

Aber nein, zugrunde gegangen war Klaringer nicht, nur äußerlich heruntergestiegen, heute ein Bettelmann, der gestern hoch zu Ross gegessen, der aber morgen aufs neue zu Pferd steigen konnte. . .

Rasch sagte er: „Mir fehlt ein Geiger zu einem großen Festkonzert!

Traut Ihr's Euch zu?“

Ohne zu zögern kam die einfache Antwort:

„Ja!“

Sie gefiel

Trautmannsdorff. Er dachte: Trotz aller Künstlerschwäche ein richtiges Mannsbild! Heuchelt nicht Bescheidenheit, wirft sich nicht pomphaft in die Brust wie dieser Gauner, der Messi, aber er traut sich's zu, ihn zu ersetzen! Und ich traue es ihm ebenfalls zu!

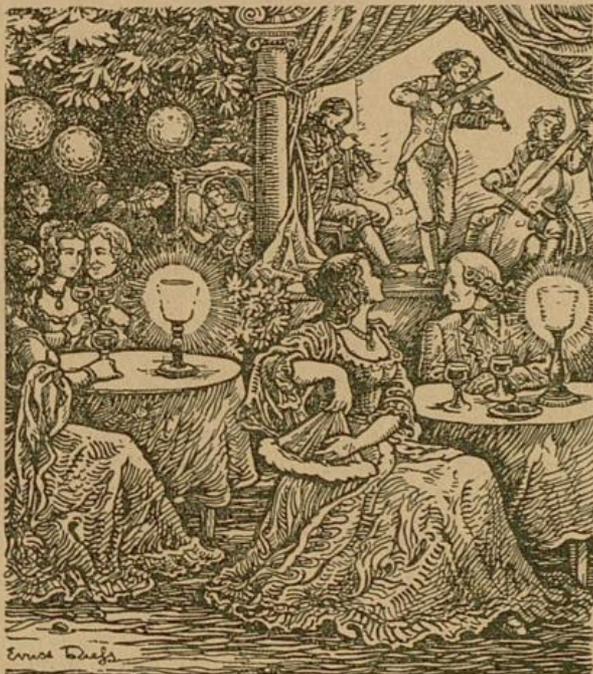
Zu Klaringer:

„Ihr sollt wohl auch Euere Volksweisen spielen, zuvor aber wollen die Majestäten und dero erlauchten Gäste andere Musik hören. Feierliche . . . schwere . . . und auch fein-melodische, wie die Italiener sie machen. . .“

„Solche habe ich oft gespielt, nicht beim „Heurigen“ und nicht in den Schenten, aber für mich. . . für mich ganz allein. . .“

„So schide ich Euch meinen Schneider, daß er Euch für den Abend gut ausstaffiert! Haltet Euch bereit und macht mir Ehre!“

Als Klaringer, äußerlich gelassen, aber innerlich von einem Jubelsturm geschüttelt, gegangen war, setzte sich Trautmannsdorff lächelnd an seinen Sekretär und schrieb



Beim „Heurigen“ spielte er und in kleinen und großen Schenten, und wo seine Geige erkante, ließen die Leute zusammen, und in Equipagen und Sänften kamen die vornehmen Herrschaften herbei, um ihn zu hören.

eigenhändig ein Billett, das ihm ungleich mehr Freude bereitete, als dem Empfänger. Es ging an Signor Messi, brachte ihm neben dem festgesetzten Honorar von 50 Dukaten und 1000 Gulden für Signora Faustina die Mitteilung, daß Signor Messi ja seine kostbare Gesundheit schonen möge, da für das Festkonzert ein anderer Künstler in Aussicht genommen sei. Was die Amati beträfe, so stünde es ihrem Besitzer frei, darüber zu verfügen. — Graf Trautmannsdorff hoffe, auch für sie Ersatz zu finden. —

\* \* \*

Unter dem sanften Licht von hundert und aber hundert Kerzen lag der große Festsaal. Gravitätisch wie immer thronte mit unverrückbar-ernster Miene die Majestät Karls VI., neben ihr ragte die schwere Gestalt des preußischen Soldatenkönigs. Um sie her die kaiserliche Familie, und in weitem Kranz wieder um diese alles, was Wien an Bornehmheit, Würdenträgern und edler Frauenschönheit besaß. Die schwarze, spanische Hoftracht der Männer wurde reizvoll überblüht von den lichten Damast- und Atlaskleidern der Damen, köstlich überfunfelt von altem Familienschmuck, der nur zu so besonderer Gelegenheit aus festverschlossenen Truhen und Kassetten entsteigen durfte.

Alle Gesichter waren ein wenig neugierig, und, wenn man sie schärfer ansah, auch ein wenig enttäuscht. Also man würde nicht den famosen Messi hören . . . Schade, Jammer schade! . . . Ob der Trautmannsdorff wirklich einen andren, ebenso herrlichen Geiger gefunden hat? Möglich! Ja? Nein? . . . Achselzucken . . . Verständnissvolle Blicke . . . Ja, der Trautmannsdorff hat in Musikdingen immer eine glückliche Hand. Und wenn's nicht was Besonderes wäre, hätt' er doch wohl nicht die Kurasch', einen Irgendwer vor die Majestäten hinzustellen . . . Nun, man wird ja sehen und hören! . . .

Man sah einen ältlichen, grauhaarigen Geiger in tabellosem Schwarz, und man hörte deutsche, französische und italienische Musik. Und man hörte noch gar nicht lange, da gab es im ganzen Saal kein ein-

ziges Gesicht mehr, das enttäuscht oder neugierig ausgesehen hätte, sondern auf allen lag Erstaunen, das sich allmählich zu einem Hingerissensein wandelte, daß es wie ein Strom inbrünstiger Hingebung durch den Saal rann. Sie hörten nicht nur den Geiger, sie hörten das eigene Lied, das seine Geige ihnen sang, und als Klaringer zum Schluß noch einheimische, schwermütige und auch heitere Volksweisen spielte, da wären sie, hätten nicht die Majestäten gravitätisch gethront, am liebsten in lauten Jubel ausgebrochen. Sogar über der unverrückbar-ernsten Miene Kaiser Karls huschte es wie heller Schein, und das schwere Gesicht des Soldatenkönigs sah aus, als horchte er in sich hinein auf etwas, das in ihm aufgewühlt worden, von dem er selber kaum gewußt, und das ihn mächtig ergriff. Vor Trautmannsdorffs Augen aber stieg in dieser Stunde über die stolze italiensische Geigenstadt Cremona das arme Dörfchen Absam wie in einer Verklärung empor, denn diese deutsche Geige sang ihr eigenes Lied, das ihnen allen gehörte, zu dem sie alle gehörten, wenn sie gleich, wie es höfischer Brauch gebot, in fremden Zungen miteinander redeten . . .

\* \* \*

„Ich will Euch Euere Geige abkaufen, nennt Eueren Preis, und nennt ihn nicht zu gering, denn ich bin kein Händler und kein Bucherer!“

Klaringer erschrak sichtlich.

„Allergnädigster Herr, ich . . . ich . . . kann nicht . . . ich kann die Geige nicht hergeben . . . sie gibt mir mein tägliches Brot!“

„Ihr sollt eine andre dafür bekommen . . . eine, wie sie einem Künstler ziemt . . . Aber auf diese bin ich verlassen . . . Den Löwentopf muß ich haben.“

„Allergnädigster Herr, ich kann nicht . . . Sie ist mir nicht feil!“

Trautmannsdorff zog die Stirne in Falten. Sollte auch dieser hier die Kunst der Preistreiberei erlernt haben?

„Warum ist sie Euch nicht feil, da Ihr doch hört, daß Ihr ebenbürtigen Ersatz bekommen sollt!“

„Allergnädigster Herr, diese Geige und ich, wir gehören zusammen, gerade so, als ob wir vor dem Altar kopuliert worden wären! Spielen kann ich freilich auf jeder, aber so spielen, wie die Menschen mich hören wollen, kann ich nur auf ihr! Und wie sich Männer, die nichts zu vererben haben, wohl grämen und mit Sorgen plagen, was nach ihrem Tod wohl aus ihrer Wittfrau wird, so plage ich mich manch schlaflose Stunde mit der Frage: „Was wird aus dem Löwenkopf, wenn ich gestorben bin? In welche Hände fällt sie — —?“

„Nun also — —“

Aber Klaringer schüttelte verneinend den Kopf.

„Nur mit ihr kann ich noch mein Brot verdienen . . . Täglich muß ich es verdienen, denn wäre die Summe, die mir Ihre Hand bietet, auch noch so groß, — sie bliebe nur kurze Zeit bei mir! Die Sippenschaft käme gleich aus allen Ecken und Winkeln hergelaufen, und ehe ich mich's versehen könnte, wäre ich so arm wie zuvor! Und dann setzten sie mich auf die Straße oder ins Armenhaus . . . Nein, der Löwenkopf ist nicht nur mein tägliches Brot, sondern auch mein Schutz gegen die Sippenschaft und — ich gesteh' es ein! — gegen meine eigene Schwäche!“

Rührend kam dies Selbstbekenntnis aus dem Munde des grauhaarigen Mannes.

Ob er wollte oder nicht, — Trautmannsdorff mußte lachen.

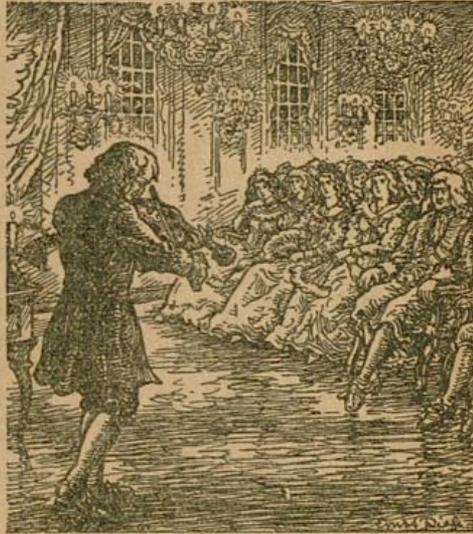
„Klaringer, Ihr seid ein großer Künstler und zugleich ein kleines Kind! Und darum will ich Euch wie ein Kind unter meinen Schutz nehmen, damit Euch die arge Sippenschaft nicht aufs Stroh legt, Ihr auf Euerer Geige spielen könnt, und mit ihr sie dennoch verbleibt!“

So kam einer der drolligsten Verträge zustande, die wohl je mit einem Künstler abgeschlossen worden sind. — Klaringer wurde nämlich Pensionär beim Grafen Trautmannsdorff. Er erhielt freie Wohnung, Verpflegung, Holz und Licht, Kleidung, Taschengeld, sowie täglich eine Maß Wein, zum „Nebentrunk“ zwei Fässer Bier, nebst jährlich sechs Scheffel Getreide. Für

die Geige wurden noch eigens dreihundert Gulden angelegt, womit sie Eigentum Trautmannsdorffs wurde. —

„Aber sie bleibt Euch, solange Ihr lebt, und Ihr mögt darauf spielen, so oft Ihr wollt! Und der Vertrag gilt auch über meinen Tod hinaus, und der Löwenkopf kommt deshalb in keine schlechteren Hände!“

Da besann sich Klaringer nicht länger.



Man sah einen ältlichen, grauhaarigen Geiger in tadellosem Schwarz, und man hörte deutsche, französische und italienische Musik.

Er behielt den Löwenkopf, brauchte nicht mehr bettelhaft von Hof zu Hof zu wandern. Auch nicht in Konzerten zu spielen, wie Trautmannsdorff wohl meinte . . . Nein, er war alt und aufgebraucht vom Leben, und ersehnte nichts mehr, als in Ruhe allein zu sein mit dem Löwenkopf, und für sich ganz allein zu spielen, wie er wollte, und was ihm gerade einfiel. Die dreihundert Gulden würde ihm ja gewiß die gierige Sippenschaft aus den Händen schmeicheln oder reißen, — aber was lag denn am Geld?! Allein sein mit dem Löwenkopf und ihn übers Grab hinaus gut versorgt wissen, — Sebastian Klaringer, kannst du dir ein schöneres Alter wünschen?!

Nein, er wünschte es sich nicht. Und so lebte er als Pensionär seines Beschützers

noch eine stattliche Reihe von Jahren, und nach seinem Tod wanderte der Löwentopf zwar im Lauf der Zeit durch mancherlei Hände, geriet aber nie in verständnislose, lang zum letzten Male öffentlich sein Lied, als Franz Joseph von Oesterreich mit Elisabeth von Bayern Hochzeit hielt.

Seit jener Zeit hat man nichts mehr

von dieser Geige gehört, aber viele andere verströmen immer noch ihren süßherben, männlichen Ton, singen immer noch ihr eigenes Lied vom Wald, der sie geboren, von der begnadeten Hand, die sie gebaut hat, und von dem deutschen Meister, der in Not und tobendem Wahnsinn enden mußte. —

## Knödel auf der Wanderschaft.

Von Max Bittrich.



er Mann mit dem Sträußchen am Hute und dem Stab in der Hand, wie es in dem schönen alten Liebe heißt, wird künftig wohl wieder öfter auf der Landstraße zu treffen sein als in den letzten Jahrzehnten. Denn da begegnetest du mehr

dem Fechtbruder, als dem frohgemut ins Unbekannte strebenden jungen Wandersmann, der draußen schaffen, andere Meister kennen lernen wollte und, wenn ihm das Glück hold war, auf seine eigene künftige Frau Meisterin stieß oder, im Besitze reicher Weltkenntnis und stolzer Handwerkerfahrung, endlich heimwärts zog, um dort das sehnsüchtig wartende Mariäle oder Kathrinle zur Frau Meisterin und Mutter zu machen. „Mädel ruf, ruf, ruf an meine grüne Seite!“

Freilich sind auf solchen Wanderschaften auch Stürme nicht ausgeblieben, ich meine, sowohl auf der Landstraße wie in der Werkstatt und auf Liebesfahrten, denn junges Blut muß sich eine Zeitlang den Wind um die noch blasse Nase wehen lassen, damit sie künftig weder zu hoch getragen wird wie vom stolpernden Hans Guckindie-luft, noch zu tief in den Staub gerät, so daß der liebe blaue Himmel seine goldene Sonne nutzlos vergeuden würde. Hübsch geradeaus soll man auf der Wanderschaft marschieren, den Pflug geschickt durch seinen Acker lenken lernen — durch das Ackerlein, das der Herrgott für den Tüch-

tigen aus dem großen Ackerplane herauszuschneiden gedenkt.

Weber soll man das Sacktüchlein gleich an die Augen halten, wenn das eine oder das andere Mal gar zuviel Pech auf fremdem Wege liegt, noch ist es vortrefflich, jedes dort gelegte Ei gleich straßen-, meilen- und länderweit zu begadern; denn in Prag und in Feldberg, am Bosphorus und am Schlussee, in Sorrent wie an Neckar und Rinzig wurden damals so sicher auch mißgünstige neben sonnenfrohen Eierliebhabern geboren, wie noch heutzutage am Aequator, unter dem Polarstern oder in Fichtenkirch oder Muggenreute.

Aber wenn der Dienst in der Fremde überstanden war, so waren die Jahre, alles in allem genommen, doch mühslich und sonnig gewesen, und mancher schwang jubelnd seinen Sterz beinahe wie das Stöckchen des Reservemanns: Wer treu gedient hat seine Zeit! Viele der geneigten Leser kennen die Gefühle noch aus solchen Tagen, und so mancher Alte schmeckt wohl das Glas noch, das er zuletzt auf dem Heimweg getrunken, auf der Schwelle zwischen einer Station des Lebens und der anderen Wohnung, von der fremden zur Heimatküche mit den buttrigen Spätzle in Schwaben und den in Del gebratenen Fischen in Neapel, von Hirsebrei mit Zucker und Zimt in Brandenburg und dem Schlesi-schen Himmelreich mit Backobst und Speck, vom Palatschinken in Wien, wenn man dir einen vorgesezt hat, und vom Regensburger Schweinsbraten mit Knödeln, den du dort im Jahre zweiundfünfzig Mal begrüßt hast, vielleicht noch einmal mehr, wenn der